

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

4. Eine heitere Kunstpause

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

4. Eine heitere Kunstpause.

Weißt Du, worin der Spas des Lebens liegt?
Sei lustig! — Gehst es nicht, so sei vergnügt,
Sei Dir nur selbst getreu,
Und was die Leute meinen
Sei Dir dann einerlei.

Goethe.

»Meine unfreiwillige Muße, die plötzliche Verbannung von den heißen, aber doch immer noch heiß geliebten Brettern des »Königstädter Theaters« — diese Pause in meiner vergötterten Kunst bis zu ihrer neuen, schöneren Blüte auf der königlichen Bühne sollte mir bald in einem rosigeren Lichte erscheinen — als in jener dunklen Stunde, wo mir von den rachschnaubenden Herren Direktions-Aktionären meine Lieblingsrollen abgefordert wurden. . . . Dank der mir ewig unvergesslichen lebenswürdigen Theilnahme und Güte der Berliner, die sich förmlich überboten, mich vergessen zu lassen, daß es in Berlin auch Dornen gibt!

Rahel's Bekanntschaft und Liebenswürdigkeit gegen mich fällt ja auch wie ein freundlicher Sonnenstrahl in diese anfangs so thränenreiche Kunstpause.

Vor mir liegen wieder alte, vergilbte Briefblätter mit verblichenen Schriftzügen. . . . Ein junges, freudebebendes Herz hat sie einst — vor einem halben Jahrhundert bittirt — eine warmpulsirende, rosige Mädchenhand hat sie niedergeschrieben. . . . Sie waren an das beste, treueste warmfühlende Bruderherz gerichtet. . . .

Dies Herz, das die frischen, sprudelnden Schriftzüge damals mit Jubel gelesen, hat schon lange ausgeschlagen. . . .

Eine alte Frau legt die vergilbten Briefblätter zu den trockenen — aber immer noch lieb duftenden Blumeublättern ihrer Erinnerungen. . . .

Berlin, Dezember 1824.

Der Strudel des geselligen Lebens hat uns seit einigen Wochen erfasst und unaufhaltsam mit fortgerissen! Dankbar gerührt von den Beweisen des Wohlwollens, vermochten wir es nicht, die vielen herzlichen Einladungen zurückzuweisen. Bälle, Konzerte, Diners, Soupers, Familienfeste, sogar ein kleiner intimer Maskenball wechselten in bunter und schnellster Reihenfolge. . . . Und was steht noch in Aussicht bis Neujahr, wo meine unfreiwilligen Ferien zu Ende sind!

Wer hätte gedacht, lieber Louis, daß Eure kleine Komödiantin in dem kritischen, selbstbewußten, gelehrten Berlin Aufsehen erregen würde! Ungern von der grollenden Königsstädter Direktion entlassen, — von der königlichen Intendanz mit Freuden engagirt — und, — was die Mutter am Meisten freut — im geselligen Leben so ausgezeichnet und gesucht. . . . darf man da mit 16½ Jahren nicht ein wenig übermüthig glücklich sein? Ja, mon frère, ich bin seit dem »Turnier zu Kronstein« das enfant gâté der Berliner, — mein succès außerhalb der Bühne übertrifft womöglich noch den bretternen. Die gute Mutter wird nicht müde zu wiederholen: »Eina, diese Epoche wird wohl die glücklichste Deines Lebens bilden. Theile nur Louis Alles ausführlich mit, damit Du in trüben Zeiten Dich einst an der Schilderung wieder erfreuen kannst!« — Ich bitte mir daher aus, diese Briefe — Deiner unrühmlichen Gewohnheit gemäß — nicht zu vernichten; — obwohl ich zu hoffen wage: erst nach vielen, vielen Jahren in der Lage zu sein, mich daran erquicken und aus diesen Zeilen Muth schöpfen zu müssen.

Die Mutter hat Recht, ich bin förmlich berauscht von all dem Erlebten, glücklich in der schönen, heiteren Gegenwart

— der Zukunft übermüthig fröhlich entgegensehend! Die ausgestandenen Alterationen sind weggewischt aus dem Gedächtniß — und mit Lust und Zuversicht gehe ich an meine neue Aufgabe bei der königlichen Bühne. Ein ganzer Paet allerliebster Rollen wurde mir schon abgeliefert: — »Strudelköpfschen«, aus dem Französischen, — »Die Gouvernante«, von Körner, — Wilhelmine, aus der »Entführung«, von Jünger, — »Die Nachtwandlerin«, Operette von Karl Blum, für Madame Neumann komponirt, — und der Edwin in »Raoul de Crequi«. . . . Also, singen wird die kleine Komödiantin nun auch noch gar? Ja, Herzenslouis, ich bin so kühn! Karl Blum hat bereits meine Gesangsfähigkeit geprüft, und folgenden Urtheilspruch der hohen Intendanz vorgelegt: »Nicht starke, aber wohlklingende Altstimme. Richtiges Gehör. Musikalische Ausbildung. — Summa: für Operetten und nicht zu schwere Gesangspartieen vollkommen genügend!« — Die berühmte Unzelmann-Bethmann hatte in früheren Jahren den Edwin gesungen. Recht wehmüthig stimmte mich der Anblick der vergilbten Rolle; neben dem ausgestrichenen verblichenen Namen der auf immer Verstummten lacht mein junger, lebensfrischer, von Graf Brühl's fester Hand geschrieben. Für mich ein mahnendes Memento mori! — kein triumphirendes vive le Roi! Ich übernehme die geistige Erbschaft der großen Künstlerin mit ernster Andacht — sie ist mir wie ein Gruß aus Jenseits: »Strebe beharlich vorwärts, um der Ehre würdig zu sein, mich ersetzen zu dürfen; es ist schwer, Vorbern zu pflücken — auch ich mußte sie erkämpfen!«

Und welche, — und wie viele jugend- und glückstrahlende Namen werden einst — vielleicht bald neben meinem verblästen stehen?!

Doch — laß Dich nicht irre machen durch die momentane Sentimentalität Deiner Schwester — meine Mobilität wächst im Gegentheil riesig. Leicht ergriffen — noch schneller getrübet, erscheint mir mein Charakter für den erwählten Beruf ganz geeignet.

Und nun, mein Bruder, zu meinen neuen Erlebnissen! Freund Bethmann hätte zu keiner passenderen Zeit in Berlin wieder eintreffen können, als während meiner unfreiwilligen Ferien. Seine beruhigenden Versicherungen trugen viel dazu bei, uns wieder heiter zu stimmen. Bethmann lobte meine Selbstüberwindung: der momentan glänzenden Stellung entsagt zu haben, um eine in den Augen der Welt unbedeutendere, aber förderndere einzunehmen. Er sagte: »Dieser Schritt — anscheinend rückwärts, wird Sie nicht gereuen, da Sie wahre Liebe und Achtung für Ihren Beruf empfinden!«

Der erste Besuch unter Bethmann's Protektion wurde Madame Cunicke abgestattet. Bethmann wollte die Runde mit mir bei seiner ältesten, bewährtesten Freundin beginnen. Madame Cunicke spielt die komischen Alten mit Humor und lebenswürdiger Anmuth. In jüngeren Jahren war sie eine berühmte Gesangsfoubrette. Die älteste Tochter Johanna ist eine sehr beliebte Sängerin, der Vater war einst ein herrlicher Tenorist. Seine erste von ihm geschiedene Gattin ist die berühmte Hensel-Schütz, die Schöpferin der lebenden Bilder in Deutschland, die Meisterin in der Attitüde und Mimik — Mutter von sechzehn Kindern und soeben auch von ihrem vierten Manne geschieden.

Ich fand eine wahrhaft lebenswürdige, glückliche Künstlerfamilie, das innige Liebesband von gegenseitiger Achtung geknüpft. Zwei reizende Mädchenknospen blühen neben der Schwester Johanna auf; Käthchen war meine anmuthige, talentvolle Kollegin in der »Königstadt«. Bald fühlte ich mich in diesem harmonischen Kreise wie zu Hause. Ich wurde gefragt: welche Vorstellung auf der königlichen Bühne und welcher Künstler mich am mächtigsten ergriffen habe? Ich war schnell fertig mit dem Wort: Ludwig Devrient! Begeistert fuhr ich fort: »Wie hat er mich als Mercurio entzückt, — als »armer Poet« gerührt, — in den »Drillingen« erheitert, — und als Naimbaut in »Waise und Mörder« und in den »Galeeren«

«klaven» — entsetzt! Aber wie sieht der unsterbliche Devrient denn außer der Bühne aus? — wird man denn nicht geblendet von den Strahlen seiner merkwürdigen Augen?» — Da lächelte Madame Eunike: »Sie sollen ihn nächsten Sonntag bei uns sehen — ja, profaisches Mittagsbrod mit dem Unsterblichen essen! Er flieht zwar jede Geselligkeit, besonders wenn Damen die Mehrzahl bilden, nur zu uns kommt er gern. Aber — liebe Enthusiastin, verlieren Sie nicht Ihr Herz, denn das seinige ist felsenhart und nicht gestimmt, ein verlorenes Herz aufzuheben. Und sollte Ihrer Holdseligkeit es vorbehalten sein, dies Herz zu erweichen — so würde ich Sie beklagen. Ich schätze Devrient als unseren Freund und den größten Künstler unserer Tage, — aber zur Frau möchte ich ihm keine meiner Töchter geben!« — »Er will uns ja auch gar nicht!« fiel das junge Trio lachend ein. — »Um mich armes Ding wird ein Ludwig Devrient auch nicht minnen!« schloß ich mit Resignation. — »Sie sollen ihm gegenüber sitzen«, flüsterte mir der Vater zu, — »da können Sie den Weiberfeind so recht con amore betrachten und — bestricken . . . aber ja unbemerkt, — denn wähnt er sich beobachtet, so wird er verlegen wie ein schüchternes Mädchen.«

Drei Wochen vorher hatte ich als Minna von Barnhelm zu sagen: »Eine Freude erwarten ist auch eine Freude!« Wie fühlte ich die Wahrheit dieser Worte, — wie freute ich mich auf den Sonntag! Endlich, endlich waren wir bei Eunikes, — endlich trat Ludwig Devrient in's Zimmer. Ernst und blaß, doch mit milden Zügen stand er vor mir und sagte in bezaubernd amuthiger Weise freundliche Worte seinen Freunden, — dann mir, der jungen Kollegin, Wohlwollendes, Ermuthigendes! — Devrient war schwarz gekleidet, fein, elegant, er sprach leise, einfach, — aber wie zur Unterhaltung gezwungen, — bis er später bei Tische lebhafter wurde. Sein schwarzes, voll gelocktes Haar, die marmorweiße Stirn, die kühnen Augenbrauen mußten schon frappiren; aber die magnetisch anziehenden

dunklen Augen, welche bald wie Lorenz Kindlein blickten, so gut, so fromm — bald aufblitzend von Geist und Leben, — fesselten mich unwiderstehlich. Der hübsch geformte Mund, den selbst beim Lächeln Wehmuth umzitterte, das eigen Traumartige, Zerstreute in seinem ganzen Wesen rührten mich tief. Ich fühlte die innigste Sympathie mit dem bescheidenen, sich so anspruchslos zeigenden Mann, der es gar nicht zu wissen scheint, daß er der größte Mime seines Jahrhunderts ist! Ich hätte ihm Angenehmes, Beglückendes sagen mögen — denn ich fühlte den edlen, neidlosen Charakter des seltenen Künstlers heraus — und die Gewißheit, bald mit Devrient spielen zu können, beseligte mich wahrhaft; die Chikane der Aktionäre, — die Rolle der Gräfin Elisabeth — — ja selbst der geliebte blinde Theater-schimmel — Alles ist verschmerzt!

Herr Kapellmeister Schneider *) und seine sanfte, gemüth-

*) Georg Abraham Schneider, 1770 in Danzig geboren. Ein glänzender Virtuose auf dem Waldhorn, kam er in jungen Jahren als Kammermusikus an den buntbewegten Hof des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg. Nach des Prinzen Tode, 1802, wurde Schneider in Berlin Kammermusikus und später unter Spontini Kapellmeister der Oper. Er studirte als erste Kapellmeisterthat Mozart's »Cosi fan tutte«, von Herklot's als »Verhängnißvolle Wette« bearbeitet, neu ein. Seinem Sohne Louis aber sollte es erst gelingen, Mozarts herrlicher Oper einen würdigen Text zu geben, der noch heute auf allen ersten Bühnen gesungen wird: »So machen sie's Alle!« — Kapellmeister Schneider schrieb selber neun Opern, unter denen »Lucassin und Nicolette«, Text von dem vielgewandten Koreff, dem Leibarzt und diplomatischen Vertrauten des Fürsten Hardenberg, in Berlin das meiste Aufsehn machte, außerdem Overtüren und Zwischenaktsmusik zu »Romeo und Julie«, — »Jungfrau von Orleans« und »Sappho«. Ihm verdanken wir die korrekte Instrumentirung der berühmten Faust-Kompositionen des Fürsten Rasbiniwill. Mozart war sein Ideal, sein hohes Vorbild. Er starb 1839 als Direktor sämmtlicher Militär-Musik-Chöre des königlichen Gardecorps und Mitglied des Senats der Akademie.

Seine Töchter Maschinka und Johanna wurden geschätzte Sängerinnen. Maschinka gehörte 1832 der Deutschen Oper in London an, zugleich mit der Schröder-Devrient und dem Tenoristen Haizinger. Sie entzückte die Englan-

liche Gattin sind uns auch schon sehr lieb geworden. Es muß einem behaglich zu Muth sein bei diesem biederen, wohlwollenden Paar. Ein liebliches Töchterlein umschwirrt anmuthig die Eltern und singt allerliebste. Der Sohn befindet sich auf Reisen. Wie heimelte es uns an, wenn die Frau Kapellmeisterin mit überströmender Liebe von ihrem Louis erzählte, von seinem eisernen Fleiß, seinem Streben, und wie er zu den größten Hoffnungen berechtige! Unsere Mutter sprach dann natürlich auch von ihrem herzlieben Louis, und so gestaltete schon der erste Besuch sich gemüthlich erquickend.

Von besonderem Reiz für mich war mein Besuch bei der Witwe des berühmten Heldenspielers Ferdinand Fleck, jenes leuchtenden Sterns am Theaterhimmel der Berliner Nationalbühne zur Glanzzeit Jffland's. Beide ruhen jetzt schon still und erloschen draußen auf dem grünen Friedhose vor dem Halle'schen Thore. Sophie Louise Fleck, früher eine glänzende Liebhaberin, ist seit 1808 mit dem Kammermusikus Schröck verheirathet. Sie hat das mild weibliche Wesen unserer Mutter, eine stötenartig weiche und volltönende Stimme und das schönste und reichste Haar, das ich je gesehen. Ihre Schönheit war mir schon im »Räthchen von Heilbronn« aufgefallen; eine schönere Mutter Wetter's von Strahl kann man sich kaum denken — und doch ist sie bereits 48 Jahre alt. Auch jetzt bei Tage sah sie überaus anmuthig aus. Ihr von mir am meisten bewundertes Haar hat jenen bezaubernden röthlich goldenen Reflex, wie auf vielen alten Heiligenbildern der italienischen Maler. Es ist so üppig, daß sie es nur dicht geflochten tragen

der besonders als Aemchen im »Freischütz«. Später sollte ich das liebliche Mädchen als sehr beliebte Kollegin und Gattin des Konzertmeisters Schubert in Dresden wiederfinden. Dort lebt sie noch heute.

Johanna heirathete den Komiker Freund in Mannheim, ließ sich aber bald als Sängerin pensioniren.

Louis Schneider wurde mein werther Kollege an der königlichen Bühne. Dort werden wir ihm später wieder begegnen.

kann, gleich einem Diadem um den Kopf gewunden. Auf meine unverhohlene Bewunderung sagte sie: »Und doch ist mir die Haarfülle eine große Last und macht mir oft Kopfschmerzen, so daß ich die Flechten lösen muß!« Nun bat ich sie, sich mir doch einmal so zu zeigen, — und sie ließ, wie ein junges Mädchen erröthend, die Prachthaare niederfallen. Der schönste Goldschleier, den ich je gesehen, umwallte sie, wie das Schwesterchen von den sieben Raben im Walde. Denke Dir dazu: feine Züge, ausdrucksvolle blaue Augen, lieblichen Mund, herrlichen Hals und Arme, schmale Kinderhändchen, Cendrillonfüße . . . und die deutsche Ninon de Lençlos steht vor Dir, — aber eine edle Ninon, mit allen häuslichen Tugenden geschmückt!

Madame Schröd spielt das ältere Fach, die Lante im Bräutigam aus Mexiko, auch dann und wann Lieblingsrollen, wie die »Eifersüchtige Frau«, von Alexander Wolff vortrefflich unterstützt. Der poetische Romeo, Fernando, der brillante Don Cesar — hat sich hier plötzlich und wie durch Zauber in den — einfältigsten Pantoffelmann verwandelt. Die Scene des Revoltirens, wo er in komischer Verzweiflung ausruft: »Auch ich will einmal Mustern essen!« — und dabei mit gleichen Füßen den kühnsten Luftsprung vollführt, erregte die ungeheuerste Heiterkeit, — aber ich, die ich doch sonst so gern mitlache, verargte es fast dem Künstler: aus den idealen Schöpfungen herausgetreten zu sein, denn die Darstellung streift an die Pöffe. Die Mutter fühlte gleich mir, rieth aber zu schweigen . . .

Du fragst, ob Madame Milder-Hauptmann noch an die Emmeline in der »Schweizerfamilie« erinnere, die uns Kinder damals in Karlsruhe so entzückte — bezauberte? — Ach, Louis — wie ward mir das Herz so weh . . . über das Verblühen und Verwehen des armen Menschenlebens, da das Ideal unserer frohen Kinderjahre jetzt vor der jungen Kollegin stand: — eine Marmorstatue, der es erlaubt worden, sich auf Augenblicke zu beleben! Keine Miene zuckte in dem edel

geformten Gesichte, die Augen blickten kalt — fast starr — wie abwesend. Gleich schweren Regentropfen fielen die Worte langsam — eintönig von den blassen Lippen. Sie sagte mir durchaus kein unfreundliches Wort — sie sprach verständig, gebildet und mit einer gewissen stolzen Sicherheit . . . aber ich fühlte mich in ihrer Marmornähe mit erstarren und kürzte den Besuch ab.

Und doch, wie bewundere ich die vierzigjährige Frau noch heute auf den Brettern als Iphigenie, als Elvira im »Don Juan«, als Fee in Spontini's »Nurmahal« und vor Allem als Alceste . . . die junonische, plastisch schöne Gestalt, das tragische Spiel, den Zauber der metallreichsten, süßesten Stimme! . . . Sie soll auch im bürgerlichen Leben gut und sehr wohlthätig sein . . . aber die Grazien standen nicht an ihrer Wiege — oder — was muß dies Herz erlebt haben, ehe es so erstarren konnte!

Spontini könnte als Pendant zur Milber dienen, was die Theilnahmlosigkeit, das kalte zurückhaltende Wesen betrifft. Nur muß die Milber mit einer edlen Marmorstatue, und Spontini mit einer Wachsfigur verglichen werden.

Der italienische Maestro hat unschöne Züge, gelbweißlichen Teint, trägt große Vatermörder, immense weiße Halsbinde, in welche sein Kinn stets zu versinken droht. Die schwarzen Haare sind als ungewöhnlich hoher Titus frisirt, die Nase flach, der Mund breit. Die hagere Gestalt sieht vornehm aus, besonders wenn sie vor dem Dirigenten-Pult steht und äußerst grazios den kleinen Stab schwingt. Spontini steht beim Könige in großer Gunst — beim Publikum aber fast gar nicht. Nur Rahel bewundert ihn, wie alles Italienische in Musik und Tanz.

Frau von Spontini, eine gepukzte Französin, hat das exklusive Wesen ihres Mannes angenommen und gleich ihm noch nicht zehn Wörtchen Deutsch gelernt. Sie spricht nur von ihrem Paris — gleich einer unglücklich hierher Verbannten.

Sie bewohnen ein prachtvollcs Logis, sind von vielen dienstbaren Geistern umschwirrt und machen ein glänzendes Haus.

Spontini lebt mit dem Grafen Brühl auf mehr als gespanntem Fuße — aber er ist allmächtig, kann seine neu komponirten Opern nach Belieben und mit größter Verschwendung in Scene setzen, hundert Proben halten und die Stimmen der armen Sängcr und Sängcrinnen auf seinen beliebten Ambossen langsam zu Blech hämmern ... Niemand darf ihm hineinreden. Der König schützt ihn.

Das Publikum hat seine letzten Schöpfungen nicht beifällig aufgenommen und wirft ihm mit Recht Mangel an Melodie und zu massenhafte Orchesterbegleitung vor. Freunde Spontini's behaupten, durch die immerwährenden Angriffe der Kritik und die Kälte des Publikums sei sein Gemüth so verbittert worden. Daß »Die Vestalin«, »Ferdinand Cortez« zu den Meisterwerken zählen, scheint ihn nicht zu beglücken. Graf Brühl hat viel von seinen Prätensionen zu leiden.

Und diesem steinernen Gaste mußte ich bei einem Diner, von seinen wenigen Verehrern ihm gegeben, gegenüber sitzen, — sogar ein weihrauchduftiges Gedicht vortragen. Madame Milber, Madame Schulz — unsere Primadonnen — saßen zu seiner Rechten und Linken, Madame Spontini neben mir. Bei Tisch wurde aus seinen Opern rauschende Musik gespielt. Nach meiner Deklamation wurde ihm mit Tusch und Vivats ein Lorberkranz überreicht. Ich sah — o Wunder! — die wächsernen Züge Spontini's einen milden Ausdruck annehmen und etwas wie Thränen in den harten Augen blinken ... Sie brachen sich aber keine Bahn — diese Gefühl verrathenden, Herz erfrischenden Tropfen! Der Italiener hatte den Augenblick der Rührung leicht überwunden; gefaßt, wie vorher berechnet, theilte er den Lorberkranz und überreichte die Hälfteu Madame Milber und Madame Schulz, in gebrochenem Deutsch hinzufügend: »Sängcrinnen — Lorber — gebührt — mir — Sieg — — verholten.«

Wie gerne hätte ich ihm zugerufen: Nicht einmal für Augenblicke können Sie gemüthlich deutsch empfinden, selbst nicht im Kreise Ihrer Verehrer — und möchten doch bei Deutschen Sympathie erwecken! —

Da wurde mir es klar, daß Graf Brühl mit dem versteinerten Maestro viel auszustehen hat. Graf Brühl, ganz Sinecure und Begeisterung für die königliche Bühne, er, der Goethe und Schiller gekannt, Zeuge klassischer Darstellungen in Weimars Glanzperiode gewesen, — muß so den Intriguen des schlan berechnenden Italieners nachstehen! — Allgemein wird behauptet, daß der hochbegabte Intendant nicht allein Kunstsinne — auch Kunstkenntniß besitze, — seine Mitglieder zu schätzen wisse und selbst, wenn er Tadel aussprechen muß, nie verlege . . . »

. . . » Einen sehr genußreichen Abend verlebten wir bei dem guten alten Zelter. Daß ich ihn bei seiner Tochter, der Doctorin Rintel, unserer lebenswürdigen Hausgenossin kennen lernte, habe ich Dir früher schon geschrieben. Aber nicht, daß ich gleich den ersten Abend den Ehrenplatz an seiner Seite erhielt und daß wir uns gegenseitig sehr gut leiden können. — Zelter liebt es, des Sonntags im kleinen Kreise bei der Doctorin zu speisen und dann werden auch wir häufig dazu eingeladen. Für mich jedes Mal ein Fest. Zelter haßt allen Prunk und flieht elegante Visitenzimmer, sowie große Gesellschaften. Einstens hatte die Tochter ihn zur Einweihung eines Ballsaales herbeizulocken gewußt. Lange grollte Zelter aber, daß sie mit dem alten Vater paradiren wolle. — Als ich den großen, ersten Mann zum ersten Mal sah, verstummte ich verschüchtert; seine blauen, ausdrucksvollen Augen schienen bis in den Kern meines Herzens dringen zu wollen — doch bald blickten sie freundlich mild — er vermochte wohl in den meinen keine Abgründe zu entdecken. Er sprach zu mir in väterlichem

Ton und munterte mich auf, unverzagt meine Ansichten zum Besten zu geben. Wie herzlich lachte er über drollige Einfälle! »Ich liebe fröhliche Jugend!« sagte er, — »nur frisch in's Leben geschaut, übermüthige Blondine . . . es wird leider schon anders kommen!« — Zelter erinnert an Aloys Schreiber und Hebel, das gleiche biedere Wesen, das kluge Sprechen, die edlen Züge . . . nur, ich möchte sagen, umfließt ihn noch der Reiz als Komponist und Freund Goethe's, der sein Abgott ist. Wie oft faßte ich seine weiche Hand und küßte sie — rasch — ehe er es verhindern konnte; — und so wurde mir denn die seltene Ehre zu Theil, von ihm eingeladen zu werden, denn er empfängt selten Gäste und lebt sehr zurückgezogen, sorglichst gepflegt von seiner jüngeren Tochter Dorothea, welche jeden Heirathsantrag zurückgewiesen, um sich ganz dem Vater widmen zu können; ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Als wir in's Vorzimmer getreten — ich zitternd vor freudiger Erwartung, denn Zelter hatte verkündet, Louis Berger, der seelenvolle Komponist und beliebteste Klavierlehrer Berlins, und Mendelssohn, sein bester Schüler, Sängerinnen mit süßem Sopran und herrlicher Altstimme würden anwesend sein — kam uns Dorothea entgegen und flüsterte: »Nur ganz leise — bis die Diskussion beendet ist, die Herren sprechen eifrigst über die Urtheilskraft des Berliner Publikums, — hören Sie?« — — Da vernahmen wir eine jugendlich helle Stimme: »Wie grausam sind Ihre bewundernden Musikkenner mit meinem ersten Versuch — mit meiner Operette verfahren!« — und eine tiefere, gemüthvolle Stimme fügte hinzu: »Ich mußte während vierzehn Tagen das Bett hüten, so hatte mich die Gemüthsbewegung ergriffen — das Mitgefühl für meinen jungen Freund!« . . . Das war der ehrliche Ludwig Berger. — Zelter erwiderte in seiner voll und kräftig klingenden Redeweise: »Hat nicht der beste Mensch seine Launen, — darf ein Publikum nie iren? Und dennoch sind meine Berliner wahre Kunstverehrer; Felix Mendelssohn-Bartholdy wird bald den entmuthigenden Eindruck verschmerzt

haben und glänzende Anerkennung erringen. Im Uebrigen: Bivat Genius und hol' der Teufel alle Kritik! . . . «

Wir folgten Dorothea in den Saal — und nun gab es seltene Genüsse für Geist und Ohr. . . . Berger und Mendelssohn spielten vierhändig — dann Mendelssohn Solo — Zelter schlug mächtige Akkorde an — ergreifende Choräle, und begleitete der seelenvollen Altstimme eines jungen, schönen, bleichen Mädchens seine herrlichen Goethelieder: »Rastlose Liebe« und »Der König in Thule«. . . . Zelter flüsterte ihr vor dem letzteren Liede zu: »Bitte, sanft und frei — als säßen Sie am Meeresufer ganz in Gedanken versunken.«

Und wie durchschauerte mich das wundersame Lied — besonders der Schluß:

Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth! —
Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

die Töne, traurig verhallend — wie in's Meer versinkend. . . . Die andere Schülerin mit der Sopranstimme trug »Rose, die Müllerin« von Berger vor, dann sein »Weilschen«, — ein wehmüthig klagendes Lied, welches der Arme nach dem Tode seiner Frau komponirt hat:

»Von blauen Weilschen war der Kranz,
Der Hammen's Vocken schmückte,
Als ich zum ersten Mal beim Tanz
Sie schüchtern an mich drückte. . . . «

Zwölf Jahre hatte Berger in St. Petersburg, von Field protegirt, sich übermenschlich angestrengt, um sein Hammen, die geliebte Braut, heimzuführen zu können, und nach einem Jahre glücklichster Ehe — starb sie sammt dem Kinde. — Da verließ Berger Petersburg und zog nach Berlin. Er ist all-

gemein geachtet, von seinen Schülern innigst verehrt, nicht nur als ausgezeichneter Klavierlehrer, sondern als fein gebildeter, geistreicher Mann. Seine Physiognomie trägt noch die Spuren tiefen Grames, auch sieht er kränklich aus; aber man empfindet Sympathie für den so schwer Geprüften. Sein Benehmen ist gewinnend und sein Aeußeres wie das eines vierzigjährigen deutschen Gelehrten, der aber die Toilette — nicht vernachlässigt.

Mendelssohn ist der anmuthigste Jüngling, den man sich denken kann. Kaum achtzehn Jahre alt, das dunkle Haar gescheitelt, die sanften, braunen Augen, der liebliche Mund, schönes Profil . . . könnte er als Benjamin einem Maler zum Modell dienen. Ja, wie ein echter Benjamin, »ein Sohn des Alters«, — ein »Sohn der rechten Hand« (ich hoffe, Du bewunderst meine ebräische Gelehrsamkeit!) — erschien mir Mendelssohn, wenn er so liebevoll, so kindlich Zelter und Berger ansah, so zutraulich sprach.

Lächle nicht über diesen Vergleich, Louis — Du weißt, wenn ich Jemand schildere, versuche ich es nach Bildern zu thun. So möchte ich Zelter mit Jakob vergleichen, denn patriarchalisch zeigt sich der gute Alte in seinem würdevollen und doch so einfach edlen Benehmen. —

Es war hohe Zeit, daß wir uns zum Souper niederließen und als Sterbliche den guten Sachen zusprachen, — denn alles Gehörte, Empfundene, hatte uns in fieberhafte Aufregung gebracht — wenigstens mich und Mendelssohn. Seine Wangen glühten gleich den meinigen, und Zelter sagte scherzend: »Die Augen der lieben Jugend glänzen gleich dem Karfunkel!« — Es wurde viel geplaudert, auch gelacht; selbst Berger wurde heiter und verglich Zelter mit einem Dirigenten, der mit Wohlgefallen sein Orchester den Gaben Gottes zusprechen sieht.

Dabei muß ich Dir eine reizende Anekdote vom alten Zelter erzählen, obgleich man sie eigentlich aus seinem eigenen derb-humoristischen Munde hören sollte.

Der alte Herr — er ist schon ein Sechszundsechziger — geht eines Abends in tiefen musikalischen Gedanken von der Singakademie nach Hause . . . Vor ihm her trottet ein echter Berliner Schusterjunge, in jeder Hand einen neuen blankgewischsten Stiefel taktmäßig schlenkernd, und singt aus vollem Halse das populärste aller Berliner Straßen- und Salonlieder:

»Wir bri—in—je—en Dich den Ju—um—pfe—ern—kranz«

— Aber merkwürdig! Weiter kommt der kleine Pechfink nicht. Nach 'ner Pause fängt er seinen Jungfernkranz wieder von vorn an, womöglich noch schreihaltiger.

Lange hält Zelter dies Ohrenmartyrium nicht aus — und als der Junge zum zwanzigsten Mal seinen Jungfernkranz gebracht hat, fällt hinter ihm eine tiefe Bassstimme mächtig ein:

»Mit weilschenblauer Seide!«

Was thut nun aber mein Junge? Was würdest Du gethan haben, Louis, wenn Du ein unverfrorener, pechhändiger, schreihaltiger Schusterlehrling wärest? Ich, mein Bruder, — hätte der liebe Gott meine arme Seele in einen ungewaschenen, wischseduftigen Schusterjungenleib fahren lassen — auf Stiefel! ich würde noch lauter, noch heller weiter gesungen haben:

»Wir führen Dich zu Spiel und Tanz«

— in der lustigen Erwartung, mein Hintermann würde fortfahren:

»Und ausgelassner Freude!«

Aber nein, Louis, wir Beide haben keine blasse Ahnung von einer rechten, mit echtestem Berliner Straßenwiz ausgepichten Schusterjungenseele. Also höre und nimm — kein Exempel dran.

Mein Junge dreht sich also mit beiden geschlenkerten Stiefeln in größter Pomade um, guckt dem alten Zelter kühnlich unter die Brillengläser und sagt mit der größten Ruhe:

»Hören Se, Männeken, Se — wenn Se sich den jrünen

Jungfernkranz mit de veilchenblaue Seide sinjen wollen, dann können Se ihn sich doch alleene anfanjen!»

Spricht's, macht Kehrt, singt unbekümmert die erste Zeile Jungfernkranz dahin und läßt den alten Zelter anfangs ziemlich verblüfft und mundtodt dastehn — bis sein echter derber sprecaathenischer Humor wieder Oberwasser bekommt und er dem Jungen ein kräftiges: Bravo! Bravissimo! nachlacht.

Dabei wurden dann noch zwei andere köstliche Berlinische »Schusterjungen-Anekdoten« erzählt. Die erste ist eine ganz echte pechduftige und ihr Held wirklich ein Lehrling vom Pfriem. Ich hörte sie bei Rachel.

Als der junge Doktor Markus Herz, der spätere Gatte der berühmten Schönheit Henriette Lemos, zum ersten Mal aus seiner ostpreussischen Heimat, aus der philosophischen »Stadt der reinen Vernunft« in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Berlin kam, verlor er auf der Reise einen — Pantoffel. Eiligst läßt er einen Berliner Schuster-Meister kommen und bestellt einen ganz gleichen Pantoffel dazu: — »aber ja ganz gleich, Meister!« — Herr Pechdraht verspricht sein Möglichstes zu thun. — Bald steht der ungewaschenste, wischseglimmrigste, pechklebrigste Schusterjunge mit dem alten und neuen Pantoffel vor dem jungen Philosophen. Dessen Auge prüft das künstlich verbundene Alt-Neu-Pantoffel-System, auf dessen Erfindung sein rein-vernünftiger Kopf ein wenig stolz ist. Aber das System klappt in der Ausführung durchaus nicht: weder hinten noch vorn, nicht in der Länge und nicht in der Breite — und nun gar die Disharmonie der Farben! Mit recht unphilosophischer Hestigkeit fährt der Philosoph den Jungen an: »Bursche, und diese Pantoffel sollen einander gleich sein?«

Der Junge aber verliert seine Ruhe keinen Augenblick. Mit keckem Erstaunen sieht er dem Fremden ins Gesicht und dem Gehege seiner blihenden Zähne enttönt es schlagfertig: »Aber

juteſtes Herreken, kommen Se denn aus dem ungebildeten Mohrenlande, daß Se nich mal wiſſen: uf Jottes Erdboden gibt es reinemang keene zwee Dinje nich, die eenander janz eenjal ſind?“

»Und ich ſtand da wie ein begoffener Pudel vor dieſem jungen Philoſophen in der Schuſterschürze!« — pflegte Markus Herz ſeine eigene Anekdote lächelnd zu ſchließen. »Meine ganze Schulweiſheit wußte auf ſeinen Naturwiß nichts zu erwidern. Ich bezahlte ihm den ungleichen Pantoffel und ſeine Stegreiſſlehre obenein mit einem ungewöhnlich großen Trinkgelde. Aber vor dem ſchlagfertigen Wiß und ſcharfen natürlichen Verſtande der Berliner hatte ich durch dieſen lumpigen Schuſterjungen einen ſolchen heilloſen Reſpekt bekommen, daß ich mich lange in keine gelehrte Geſellſchaft wagte!«

Im Uebrigen iſt hier in Berlin der Begriff »Schuſterjunge« der weiteste. Alles Jungenhafte, das ſich auf den Straßen herumtreibt, für ſein Leben gern Mundharmonika, Maultrommel, Brummtriefel, Anmäuern ſpielt, Matkäfer fängt und maſſakriert, ſchlafende Droſchkenkutſcher kujanirt, ihren Pferden die Schwanzhaare austrupft und ſie dann in falſcher Direktion in Bewegung ſetzt, ſelbſt die gewiegteſten Höherinnen um einige Aepfel und Birnen, Johannisbrod und Pakrißen beſchummelt, — ein Schrecken aller Damenschleppen, Herrenperrücken und friſchpolirten Parterrefenſter — von wegen der kleinen nichtsnußigen harmloſen Waſſerſprißen und der überall nahen offenen ſchmutzigen Rinnſteine, — alles Jungenhafte, das kein höheres Vergnügen kennt, als einen allerliebſten Straßenaufſtieg um ein Paar ſich beißende Hunde oder gar um eine luſtige kleine augenzerbläuende, naſeneinſchlagende Keilerei, — keine größere Delikateſſe, als: Wuſtſuppe, Käſeſtulle und Weißbier, — und kein höheres Ideal, als dereinſt in goldner Geſellenfreiheit und ſilberner Zahlungsfähigkeit Sonnabend Abends bei Wiſokki Erpelgreifen und Sonntag Nachmittags in

der Hasenhaide »mit Damen« Blindekuh und »Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen!« spielen und Abends den »Vogelfänger« tanzen und Blauen Montags durch die Straßen randaliren und singen zu können — vor Allem aber jeder Straßenjunge, der voll der nichtswürdigsten und in ihrer witzigen Originalität doch allerliebsten, bewundernswürdigsten Pfiße und Kniffe ist, sich nie und nirgends verblüffen läßt und stets die impertinenteste, lustigste, schnotterigste, witzigste, perplexirende Antwort — auf Berlinisch: Schnauze! — bei der Hand hat — das Alles, Louis, und noch vieles Andere gehört in Berlin zum Begriff: Schusterjunge und Schusterjungenwitz! — mag es auch sonst zum Hobel, zur Backmulde, zum Ambosß, zu den Drucklettern oder — zur ewigen freien Sonnenbruderschaft geschworen haben!

Wahrhaftig die längste Periode, mon frère, die ich in meinem jungen Leben geschrieben habe. Meine Feder — noch von Dir in Karlsruhe so meisterlich geschnitten! — ist auch ganz außer Athem. Aber mein Professor würde strahlen!

Und nun die »unechte« Schusterjungen-Anekdote!

Als im vorigen Jahre unsere wunderschöne Kronprinzessin, Elisabeth von Bayern, — Du erinnerst Dich, wie wir in Baden-Baden besonders ihre großen, herrlichen Augen anstauten und sie zum Unterschiede von ihren vielen Schwestern immer: »die bairische Prinzessin mit den Thurmaugen« nannten! — also als Kronprinzessin Elisabeth ihren prachtvollen Braut-einzug durch das Brandenburger Thor und die Linden hielt, hatte natürlich ganz Berlin sich herangedrängt, sie zu sehen. Besonders unter den Linden stand die Menge Kopf an Kopf. Darauf hatten die industriösen Schusterjungen — echte und unechte — spekulirt. An jedem Baum »unter den Linden« — es sind, ebenso wie bei den »Schusterjungen«, außer Linden auch Kastanien, Rüstern und alle möglichen anderen Bäume

darunter — stand ein Junge mit einer Leiter und pries mit gellender Stimme die schönsten Aussichtsplätze auf seiner lustigen Naturtribüne an: »Immer 'ran, meine Herren, noch sind die allerpikfeinsten Plätze uf meinen Boom zu haben, das Rufsteijen un'n Stehplatz man zwe Jute, ein nobler Sitzplatz uf'm Ast nach eijener Wahl vier Jute, Damen, Militärpersonen un Kinder unter zehn Jahren die Hälfte. Immer 'ran, meine Herrschaften, noch blüht das Geschäft, gleich laß ich Sie die allerneuste un allerschönste Kronprinzessin sehn . . . «

Das Geschäft blühte wirklich. Alle Bäume hingen voll Schaulustiger. Mancher Ast brach und mancher ungeflügelte Vogel purzelte auf die Köpfe der höhnenenden Menge herab. Endlich war der prachtvolle Brautzug vorüber. Ihm nach drängten sich die Neugierigen dem Schlosse zu. Auch die glücklichen Inhaber der Baum-Tribüne wollten niedersteigen — aber die Leitern waren fortgezogen. Die Schusterjungen standen dabei mit nichtswürdig spöttischen Augen und den breitesten grinsenden Mäulern.

» Junge, die Leiter heran! «

» Erst Froschen her, Männeken! «

» Aber Du hast ja Deine Taxe richtig erhalten! «

» Keene Bejrißsvermenjelirung nich, Verehrtester. De zwee un de vier Jute waren vor's Rufsteijen un de Steh- un Sitzplätze. Nu haben Se noch jefälligst acht Jute vor's Runtersteijen zu berappen. Sonst nie nich! Umsonst is in Berlin nich mal der Tod, höchstens das Herabsprinjen von'n Boom un das Arme- un Beenebrechen . . . «

Wie ich diese fecken, lustigen, nichtswürdig-wichtigen Berliner »Schusterjungen« liebe, Louis! Meine ganze, durch unser treuestes, feinfühligstes Mütterchen so sorgsam eingeschläfernte alte Bruchsaler Jungematur wird in mir wieder rebellisch, wenn

ich diese jungen Straßenkomiker ihre Wize reifen höre und — sehe, — und die Mutter hat immer Himmelangst, daß ich mal lustig mit ihnen anbinde. Aber manch Stück Pfefferkuchen und andere Leckereien habe ich ihnen doch schon unbemerkt zugesteckt. Dafür behandelt die ganze Couleur unseres Alexanderplatzes und der Königstraße mich auch äußerst anständig, und als ein Neuling aus einem fremden Stadtviertel mich gestern mit einem Schneeball beglückte, haben die Andern ihn furchtbar durchgewichst. Wie leid that mir der arme Junge! Denn ich weiß noch recht gut, wie wönig es ist, in den frischen weichen »ballenden« Schnee mit beiden Händen zu greifen und den wohlgebildeten Schneeball in der nächsten Sekunde auf dem Rücken des Ersten — Besten zerrieben zu lassen. Ach, Louis, unsere reizenden kleinen Bruchtaler Schneebataillen zwischen Russen und Franzosen, natürlich bei Moskau — mit Schneefestungen und Schanzen und Laufgräben und stürmischen Ausfällen und Hurrah! Cara memoria! Die zuckte mir auch gestern mal wieder in allen Fingerspitzen und schon hatte ich in den Schnee gegriffen, um dem Jungen, dessen Schneeball mir auf dem Rücken brannte, tapfer einen Revanche-Ball zu versetzen ... Aber da hättest Du unser Mütterchen hören sollen: »Eina, wie kann ein gebildetes Mädchen in Deinen Jahren — und noch dazu in dem so hoch- und fein gebildeten Berlin ...«

Ach, Louis, die Berliner Bildung ist mein einziger Kummer! Du hast gar keinen Begriff, was Alles dazu gehört, um hier für gebildet zu gelten! Und die Mutter will durchaus eine höchst gebildete Tochter haben. Ob das absolut nöthig ist, Brüderchen? Aber Du kennst ihr Sprüchlein:

Immer vorwärts mußt Du streben,
Nie ermüdet stille stehen,
Willst Du die Vollendung sehen!

Wenn's mir nur nicht so furchtbar sauer würde, eine gebildete

Berlinerin zu werden! Welche Stunden muß ich hier noch nehmen! Alle Vormittage sind vollständig besetzt und ich sehne mich schon deswegen furchtbar nach dem Beginn der Proben auf der königlichen Bühne, um dadurch einige Lektionen los zu werden. Daß ich noch bei den besten Lehrern Klavier- und Gesangunterricht habe, macht mir natürlich große Freude. So ziemlich auch noch dramatische Aesthetik, Geschichte und Literatur, anknüpfend an meinen Unterricht bei Aloys Schreiber. Aber schon »höhere Stilübungen« sind fürchterlich, wie der Knabe Karl! Merkst Du davon schon Etwas an meinen Briefen, Louis? Ich nicht das Geringste. Besonders kann ich meinem alten-Professor die Perioden nie lang und kunstvoll genug bilden. Nur, wenn er einen Satz zwei — drei Mal lesen muß, um ihn überhaupt zu verstehen, ist er zufrieden. Jene Schusterjungen-Periode da oben würde ihm sicher ein freundliches Schmunzeln entlocken, wenn der Stoff ihm nicht zu ungebildet wäre. Ich aber nähe lieber mit kurzem Faden und traue hierin mehr der Praxis unserer alten buckligen Näh-Katherine in Karlsruhe, die da zu sagen pflegte: »Kind, Kind, nur faule Näherinnen sädeln lang ein, nicht dran denkend, wie leicht sich das lange Garn verheddert!« — als meinem gelehrten Professor. Denke Dir, *legt hat er mir aus meinen kurzen Satz-fäden eine »Muster-Periode« von 2¼ Schreibseiten zusammengeknüppert und sich selber nicht weniger als fünf Mal dabei verheddert. Und dafür gibt die Mutter 16 Jute pro Stunde! — Mit wahrenm Ingrimme streicht der Professor mir aber meine vielen »frauenzimmerlichen« Gedankenstriche heraus*). — Und nun gar Metaphysik und Logik! Schrecklichster der Schrecken! Noch dazu Professor Kant's Logik! Brrr! Zu Anfang kam mir wenigstens der Name recht komisch vor, weil wir als Kin-

*) Das erlaubt sich auch der Herausgeber nicht selten, wenn auch — ohne pädagogischen Ingrimme. A. W.

der den geliebten harten Brodknust immer »Professor Kant«
nannten. Aber das Lachen verging mir bald, als die Geschichte
mit dem subjektivischen und objektivischen Begriff und Sein und
Wesen losging. Denk' nur mal an Mephisto's Logik von
der Logik:

»Zuerst Collegium logicum!
Da wird der Geist Euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächt'ger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer
Freilichterire hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei ...
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr ...«

Und ich, Louis, bin das arme Schülerlein:

»Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!«

Ganz amüßant ist hin und wieder die griechische und rö-
mische und nordische »Mythologie für Damen«, obgleich ich
eigentlich nicht recht einsehe, was Mlle. Lustspiel mit all dem
alten ausrangirten Götter-Krimskram soll. Aber hin und
wieder gibt's doch eine kleine romantische Liebesgeschichte. Die
von »Amor und Psyche« ist reizend und jetzt verstehe ich erst
recht, was die Hendel-Schütz uns in Karlsruhe als Psyche
mimisch-plastisch bot.

Als die Mutter mir nun aber auch noch gar mit »Ge-
neral Baß«, analytischer Physik, Trigonometrie und Astrono-

mie kam, da rebellirte ich ernstlich: wer dann von uns Komödie spielen solle, wenn meiner Mutter Tochter vor lauter à la Schwedentrunk eingetrichterter Gelehrsamkeit überschnappe oder gar ein Blaustrumpf würde! — Louis, was von Beiden wäre Dir das Furchtbarste bei Deinem Schwesterchen? Ich meine: Blaustrumpf! Entsetzlich! Aber, nicht wahr, Du glaubst doch auch, daß ich keine krankhafte Anlage dazu habe? Sonst beschwöre ich Dich bei Deiner brüderlichen Liebe: wende Deine ganze männliche Autorität als älterer Bruder und Deine berühmte Unwiderstehlichkeit bei chère mère an: daß sie wenigstens »die Logik« — und, wenn's sein kann, auch noch den »höheren Stil« und Periodenbau »Professor« von meinem Vortragsplan streicht. —

A propos! Ich habe Dir auch einen neuen, sehr ernsthaften Anbeter zu notiren. Anbeter im Allgemeinen, die zur Visitenstunde im schönsten Fuß ihre Aufwartung machen, feurig die Hände küssen, Blumen, Gedichte und wohlriechende Flacons überreichen, auf Bällen sich mit der Angebeteten die galoppirende Schwindsucht angaloppiren, nach Limonade und Eis springen, vieleere Bonbonnières führen, in Konzerten hinter unserm Stuhl stehn, zärtlich säufeln, die Mantille tragen, nach dem Kutscher rufen und im Mondschein wohl gar ein halb Stündchen unter unserm Fenster schwärmen . . . solche musterhafte Anbeter kann eine prima amorosa anständiger Weise nur nach Duzenden zählen. Auf jedes Duzend kommt aber »nach meiner Erfahrung« nur ein einziger ernsthafter Anbeter: der nicht nur Liebe schmachtet, sondern mit seinen glühenden Suldigungen auch zugleich eine ganz respectable Hand zu Füßen legt und kreuzunglücklich ist, wenn sie nicht aufgenommen wird. Solch ein liebenswürdig, nicht mehr ganz junger Jüngling ist Mr. Yes, ein englischer Arzt, mit einem sehr langen blassen Gesicht, roth-blond, den allerlängsten Armen und Beinen, die

ich je gesehn habe, einem entsprechend langen dünnen Halse, fußbreiter Kravatte, schaudervollem Französisch und dem allerschaudervollsten Deutsch. Dieser Mr. Yes hat nun den Spleen, mir durch seinen Groom jeden Morgen ein reizendes Bouquet zu senden und überdies einen vier Seiten langen ernsthaftesten Heirathsantrag in besagtem Französisch. Dazu kommt, daß Jung-England keine drei Worte schreiben kann, ohne inzwischen wenigstens zwei — Tintenklege zu machen! Denke Dir also — zu all meinen vielen Bildungs-Arbeiten noch die: solche Liebesbriefe zu entziffern! Die gute Mutter hilft mir aber treulich. Jede liest abwechselnd eine Seite und jetzt wissen wir des guten Doktors Zwanzigtausend-Pfund-Heiraths-Anträge schon ziemlich auswendig. Sie brieflich zu beantworten, haben wir längst aufgegeben. Da kommt my dear worshipper in der Visitenstunde täglich selber angerasselt — reizende Apfelschimmel! — der Groom springt die Treppe herauf — »Mr. Yes?« — »Very welcome!« — und Jung-England storchbeint in's Zimmer: »Mademoiselle . . . uonderschönste . . . my love . . . ?« — Melancholisch schüttle ich das Köpfchen: »My dear Sir — impossible!« — und wir sind für vierundzwanzig Stunden fertig.

Gefährlicher könnte mir schon ein junger polnischer Student werden. Ein reizender Junge, bildhübsch, feurig, schüchtern, bescheiden, klug, tugendhaft — und von einer rührenden Liebe zu seinem armen hingeschlachteten Vaterlande beseelt. Er singt allerliebste mit mir italienische und französische Duette und tanzt die Masurka wie ein Gott. Sein Französisch klingt zaubernd und fein: moi! Mademoiselle, moi! — unmachahmlich! Chère mère und ich nennen ihn entre nous immer nur: Unser Moi! Die Mutter ist ganz verliebt in unser Moi. Aber fürchte — oder hoffe Nichts, Louis! Madame la mère in dem fernen polnischen Grafenschloß hält unser gutes Moi sehr kurz mit dem Taschengelde. Noch keine Blume hat mir Moi zu Füßen gelegt, geschweige denn . . . Aber die Augen, Louis,

diese dunklen feurigen Polenaugen sprühen mehr echte, reine Herzensliebe, als alle englischen Zwanzigtausend-Pfund-Brief-Kleze zusammengenommen . . . Und wenn auch! Du weißt, mein Bruder, daß ich nie heirathen will, um einzig meiner geliebten Kunst leben zu können . . .

P. S. Schicke mir doch einige Duzend gute, etwas harte, von Dir geschnittene Federn, recht scharf und spitz, daß ich sie mit einigen heiteren Versen Mr. Yes zu Weihnachten schenken kann. Vielleicht macht er dann einige Liebes-Kleze weniger. «

»Heute, mein Bruder, habe ich Dir große musikalische Neuigkeiten zu melden. Höre und staune: Deine kleine Lina hat in zwei öffentlichen Konzerten mitgewirkt und — gefallen! Ein Mal sogar wirklich Klavier gespielt, obgleich Ignaz Moscheles — le célèbre prince des pianistes — anwesend war. Das kam so. Du hast von den furchtbaren Ueberschwemmungen im Badischen gelesen und wie viele unserer Landsleute dadurch verarmt sind. Da arrangirte nun Graf Röder aus Karlsruhe, der jetzt hier lebt, im Konzertsale des königlichen Schauspielhauses für die Ueberschwemmten ein Subskriptions-Konzert. Der Graf kam auch zu uns und bat um meine Unterstützung. Ich erbot mich sogleich: zu deklamiren! Aber der Graf meinte: Das ist den Berlinern nichts Neues. Wenn sie aber hören: ihr blonder Liebling von der »Königstadt« kann sich auch auf dem Klaviere hören lassen! — so wird die Neugier sie schon in's Konzert ziehen, um von dem neuen Wunder mitsprechen zu können. Und Sie dürfen sich »als geschätzte Dilettantin« in einem Wohlthätigkeitskonzert für Ihre Landsleute, wie ausdrücklich im Programm bemerkt werden soll, sogar in Berlin

auf dem Klaviere produciren. Ich habe Sie in Karlsruhe im Museums-Konzerte gehört . . . Ich konnte mich durchaus nicht entschließen, aus Bescheidenheit und — aus Angst vor den scharfen Berliner Musikkritikern. — Als aber auch mein zu Rathe gezogener Klavierlehrer, Herr Gräulich — der aber durchaus nicht gräulich ist — meinte: ich könne es wagen! — da war ich geliefert. Die Mutter sagte mit ihrer milden Entschiedenheit, ohne auf meine Einsprüche zu achten: Herr Graf, da es sich hier um keine eitle, sondern um eine gute That handelt — wenn Lina's Konzert-Nummer auch nur wenige Friedrichs'or mehr einbringt — so wird meine Tochter bestimmt spielen! — Herr Gräulich wird die Güte haben, das Klavierstück auszuwählen! —

Herr Gräulich wählte: Rondo Türe von Czerny, das wir schon fleißig vierhändig geübt hatten. Aber mit welchem Zittern sah ich dieser öffentlichen — Exekution entgegen! Als die Mutter mich abends putzte, dachte ich: so muß der armen Maria Stuart zu Muth gewesen sein, als Hannah Kennedy sie für den letzten Gang schmückte! — Ich hatte eine reizende neue Toilette: duftiges Spitzenkleid über weißen Atlas — in den Locken frische natürliche Blumen, wie die Mutter und ich es für junge Mädchen so sehr lieben — sonst keinen Schmuck. — Als ich an meines Lehrers Arm die Estrade betrat, dachte ich wieder an das Armensünder-Hochgericht und ich zitterte wie Espenlaub, daß Gräulich mir zuflüsterte: Muth — tapfer vorwärts — oder wir Beide sind verloren! — Ich wurde von freundlichem Applaus empfangen. Louis, das ist Lebensbalsam für ein Künstlerherz. Es wirkt zugleich erwärmend und beruhigend, wie Sonnenschein und holde Freude. Mag der kluge kalte Publikum-Berstand auch immer sagen: Wer vor einer Kunstleistung applaudirt, ist Partei — Freund des Künstlers! Immerhin! Wenn die klugen kühlen Leute doch nur mal an sich selber erproben könnten: wie wohl es uns Künstlern thut, uns

auch vor dem — Nach-Richter unter guten Freunden zu wissen — — und wie erkältend es auf das Künstlerherz wirkt — wie gottverlassen und kleinnüthig man sich fühlt — bei dem Gedanken: diese Bretter, auf denen Du stehst, können Dir heute Abend zum hochnothpeinlichen Gericht werden — da unten schlägt für Dich kein warmes Freundesherz — heißt Dich kein freundlicher Mund, keine hülfreiche Hand willkommen! . . .

So hatte ich — Dank diesem herzlichen Empfang! — schon die Courage, die weißen Handschuhe abzustreifen, ohne zitternd sie zu zerreißen oder gar in kindisches Weinen auszubrechen . . . Und als ich erst ein Duzend Tasten berührt hatte, da war ich geborgen. Ich dachte nicht mehr an Freund oder Feind da unten — ich saß zu Hause in unserer rothen Stube und spielte mit meinem Lehrer Rondo Türe — so gut ich es konnte — — bis mich am Schluß der rauschendste Beifall wieder in den Konzertsaal zurückrief. Mütterchen sagte: ich hätte bei meinem Dank-Kompliment ganz rosig gestrahlt vor Vergnügen — — und ihr wäre der ganze Hebelsche Feldberg vom Herzen herabgefallen, als Alles glücklich überstanden sei. Sie habe vor lauter Stoßgebetlein keinen Ton gehört . . . Ja, warum ladet das stolze Mutterherz sich erst solch einen übermüthigen Angstberg auf? Da soll nachher der liebe Gott immer helfen, als ob er nichts Besseres zu thun hätte, als leichtsinnigen Fingern die richtigen Klaviertasten zu zeigen! — Nun, der gute Zweck ist wenigstens erreicht und der möge auch hier die schwachen Mittel heiligen: Der Saal war gepfropft voll, Viele haben Uebersahlungen gemacht, auch die Mutter mit ihrem Pfennig der Witwe — und die armen Ueberschwemmten werden ihre Freude haben . . . Doch die Kritik — die böse schneidige Berliner Kritik? — Die war dies Mal recht stumpf — d. h. milde. Sie hat die »geschätzte Klavier-Dilettantin« sehr gnädig behandelt und war einstimmig in dem Urtheil, daß Mlle. Bauer

brillant — ausgesehen habe! Ich fürchte, Louis, die schärfste Kritik für die — Klavierspielerin.

Wenige Tage später, am 15. Dezember, fuhren wir nach Potsdam, um in dem von Karl Blum arrangirten Konzert mitzuwirken. Ja wir! Madame Grünbaum, die berühmte Tochter des Wiener Volkskomponisten Wenzel Müller, die Gattin des Tenoristen Grünbaum, die als Hofsängerin von der großen Oper in Wien hier gastirt und mit Recht den Namen »die deutsche Catalani« führt, eine fein gebildete, liebenswürdige Dame, und?! — Moscheles — der geniale Virtuos — die Mutter und ich.

Karl Blum hatte Moscheles einige Tage vor dem Konzert uns vorgestellt. Wir wußten kaum, was mehr für ihn einnahm: — das eminente Talent, oder sein bescheiden natürliches und doch so würdevolles Benehmen. In Moscheles' Augen würde Zelter auch gern blicken, denn sein sanftes Gemüth, seine reine Künstlerseele spiegeln sich unverhohlen darin. Ich sollte vor ihm spielen, aber ich wagte es nicht. Er verstand es jedoch so prächtig, mir Muth einzureden, und ließ nicht nach, bis ich ein vierhändiges Stück mit ihm ausführte — die herrliche Overture zum »Don Juan«. Wahrscheinlich opferte sich le prince des pianistes der Mutter zu Liebe, denn die hat ihn schon ganz in ihr Herz geschlossen und schwärmt für Moscheles.

Blum hatte für einen bequemen Wagen gesorgt, und recht vergnügt begannen wir auf der Landstraße zu plaudern, — als Moscheles, plötzlich die Augen schließend, todtensblaß zurückfiel und stöhnte: »wie wird mir — mein Kopf, mein Kopf!« Du kannst Dir unsern Schrecken vorstellen. Wir ließen halten und riefen nach Karl Blum, der mit Moscheles' Bruder einige Schritte voraus fuhr. — Das Gesicht des Konzertgebers hättest Du sehen sollen, als er seinen Freund in der

Wagenecke liegen — und sein Konzert um die schönste Zierde gebracht sah. Doch ohne Bedenken sagte er: »Schnell nach Berlin zurück! — ich will in Potsdam abbestellen . . .« Da öffnete Moscheles matt die Augen und flüsterte: »Nein! nein! ich spiele — und sollte ich sterben — nur vorwärts . . .«

Und alles Protestiren Blum's half nicht.

»Ich spiele!« wiederholte matt der Kranke, und die Wagen setzten sich in Bewegung. In Zehlendorf Pause, abermaliges Fragen, Bitten Blum's, sich zu schonen — die gleiche Antwort des halbtodten Moscheles — und endlich langten wir nach der peinlichsten Fahrt in Potsdam an.

Alle Bilette waren bereits vergriffen. Im Gasthaus hatte Blum schönstens vorgesorgt. Nach der Probe setzten wir uns zu Tisch — aber Moscheles lag im Nebenzimmer auf dem Sopha, jede Erquickung verschmähend. Er hatte in der Probe kaum die Kraft gehabt, die nöthigsten Akkorde für das Orchester anzuschlagen. Wenn aber Blum nur Miene machte, gegen sein Auftreten protestiren zu wollen, so blieb Moscheles resignirt dabei: »Ich spiele!«

Zum ersten Mal sollte ich vor den Potsdamern erscheinen. Ich hatte also eine reizende Toilette gewählt: weißen Tüll mit himmelblauen Asten! Ich sollte mit Guitarre-Begleitung die Erlebnisse eines Troubadours deklamiren. Blum akkompagnirte. Er gilt als der erste Guitarrespieler Deutschlands.

Um sechs Uhr, als wir des Anfangs harreten, wankte Moscheles in feierlicher Toilette in's Versammlungszimmer, mit fieberhaft glühenden Augen, blaß wie eine Leiche. Die Mutter rieb ihm die Schläfen mit Eau de Cologne und — schminkte ihn, damit das Publikum nicht erschrecken solle. Dann saß er auf dem Sopha, den Kopf in den Armen der Mutter, und sah so — jammervoll zu ihr auf, daß ich trotz meines Mitleids

laut lachen mußte. Das Zeichen wurde gegeben — und Moscheles taumelte vor — wurde rauschend empfangen . . . und spielte — wie ein Gott! Rasender Applaus und — der Gefeierte flüchtete todmatt zum Sopha. Nach der zweiten Nummer gleicher Enthusiasmus und gleiches Hinsinken auf's Sopha — aber bald, so wie Moscheles nicht mehr zu fürchten brauchte, daß durch seine Krankheit Blum's Konzert gestört würde — da fühlte er sich wohler, vermochte ein wenig zu essen, und während des Soupers verminderte sich die Migräne so, daß ich meinem Muthwillen schon die Zügel ein wenig schießen lassen durfte. Ich ahmte sein Augenschließen, Zurücklehnen, Lispeln: »Ich spiele — und sollte ich auch sterben . . . « zu seinem größten Ergötzen nach. — Moscheles fuhr zu neuen Triumphen weiter in die Welt hinein. Wir kehrten noch in der Nacht nach Berlin zurück, beglückt durch die liebenswürdigste Theilnahme der Potsdamer. Sie freuen sich darauf, mich bald als Hofschauspielerin auch in ihrem hübschen kleinen Theater zu sehen.

Kaum waren wir von dieser angreifenden Fahrt etwas zu uns gekommen, so ließ sich Präsident Scheve melden, ein freundlicher, ehrwürdiger alter Herr, aber ungeheuer — zeremoniös. Tief sich verbeugend trug er feierlichst sein Anliegen vor: Ich möchte in einem Konzert deklamiren, zum Besten des Louisenstiftes gegeben, dessen Vorsteher — nein, Schutzpatron der Präsident ist. Gern sagte ich zu, und finde mich auch recht leidlich darein: — einstweilen zu deklamiren, statt Komödie zu spielen. Aber, Louis, es ist keine leichte Sache, ein geeignetes Gedicht zu wählen. Es soll nicht zu ernst, auch nicht zu heiter, weder zu kurz noch zu lang sein. Ich wählte — »Nichts!« von Theodor Hell. Der Konzertsaal des Schauspielhauses ist ein prächtig erleuchtetes, schönes Lokal, da erscheint man ungeschminkt, was mir besser steht. Und mein »Nichts« gefiel.

Zu unserer Ueberraschung besuchte uns Präsident Scheve am andern Morgen wieder, um mir in seiner feierlichen Weise

nochmals zu danken und eine lange Rede zu halten, deren kurzer Sinn war: die »tausendjährige Gesellschaft« beglückte uns durch ihn mit der Einladung — dem alljährlich stattfindenden Stiftungsdiner beizuwohnen . . .

»Tausendjährige Dinergeber?« fragte ich nicht ohne komisches Entsetzen . . .

»Ja, liebes Fräulein, die geschlossene Gesellschaft besteht aus vierzehn Mitgliedern — diese zusammen machen tausend Jahre . . .«

Du weißt leider, mein Bruder, daß ich stets ungerne Rechenstunden genommen und öfters die aufgegebenen Exempel von den Schulkameradinnen abschrieb — aber so viel konnte ich doch dividiren: daß tausend durch vierzehn getheilt, jedem Kopf 71 Jahre und 6 Monate zuweist. Schon wollte ich mich entschuldigen, aber die Mutter versicherte rasch: wir würden mit Vergnügen erscheinen . . . und ein gewisser Blick — Louis, Du kennst doch noch diesen Blick? — machte mich verstummen.

Als Präsident Scheve uns verlassen hatte, beklagte ich mich aber bitter, daß ich nun gar mit siebenzigjährigen Herren speisen solle . . . das sei von einem jungen Mädchen zu viel verlangt . . . Aber da hättest Du unsere Mutter hören sollen: »Gegen junge, schöne Herren, — nicht wahr? — da wird es Dir nicht schwer, liebenswürdig zu sein? — Das will aber gar nichts heißen, das können Andere auch! — aber dem Alter gegenüber bescheiden, amuthig, zuvorkommend sich zu benehmen — das erfordert nicht allein Bildung, sondern auch Herzensgüte. Nur gute Herzen vermögen zu schätzen, von ehrwürdigen Greisen achtungsvoll, wohlwollend ausgezeichnet zu werden . . .«

Und ich fühlte mich wahrlich tief beschämt. Ich dachte aber doch daran, die alemannischen Gedichte mitzunehmen und etliche vorzutragen, wenn mich meine Weisheit und — Liebens-

würdigkeit gegen die ehrwürdigen tausendjährigen Herren im Stiche lassen sollte.

Die Mutter schmückte mich, als sollte ich mir einen Bräutigam erobern. Sie hatte sich blühendes Geranium zu verschaffen gewußt; und diese frischen Blumen nahmen sich gar hübsch in den blonden Locken aus.

Präsident Scheve holte uns in seiner Equipage ab. Wir wurden von den alten Herren — meist hohen Militärs, die Brust mit Orden bedeckt — freundlichst begrüßt . . . und bald fühlte ich mich stolz und zufrieden in der tausendjährigen Gesellschaft.

Du hast keine Idee, Louis, auf welche liebenswürdig humoristische, geistreiche Weise die Unterhaltung geführt wurde! Wie diese alten Herren uns in's angenehmste Gespräch zu ziehen wußten, und wie meine unbefangenen Aeußerungen sie erfreuten. Ich mußte von Karlsruhe — die Mutter vom seligen Vater erzählen. — Sie lachten herzlich über meine enthusiastischen Lobeserhebungen — über Berlin und die Berliner.

Beim Dessert las ich »Hebel's Sommerabend« und »Hans und Berene«. Die alemannische Mundart war ihnen etwas Neues, und General Lestocq, mein Nachbar, bat immer wieder:

»O, nur noch einmal den Schluß« . . . und ich wurde nicht müde zu sagen: »jo frilli willi, jo!«

Die Mutter sah wie verklärt aus und — lobte mich auch später. Beim Abschiednehmen mußten wir versprechen: nächstes Jahr dem Diner wieder heizuwohnen, und — der Abwesenden zu gedenken. »Niemand wird fehlen! Mein Herz sagt es mir!« — rief ich lebhaft — und herzlich tönte es von beiden Seiten: »Auf frohes Wiedersehen — über's Jahr!« *)

*) Es fehlte auch Niemand im nächsten Jahre. Aber wie lange schon bin ich allein nur noch übrig aus jenem heiteren Kreise!

K. Bauer: Aus meinem Väterleben 11.

Und nun von den Bällen: Einer der hübschesten war der beim General Herwarth; ein lieber alter Herr, seine Gemalin die Sanftmuth selbst. Beide sind noch gar nicht von den Gebrechen des Alters heimgesucht, und genießen so recht froh und dankbar den Lebensabend. Die beiden ältesten Söhne*) sind schön verheirathet, auch Militärs, eine glückliche Familie.

Die Graf Brühlschen Subskriptionsbälle im Konzertsaal des Schauspielhauses habe ich auch zu »sehen« bekommen, denn getanzt wird dort fast gar nicht. Man konversirt, beobachtet und mustert und — kritisirt gegenseitig die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angebrachten Estraden. Der König promenirt unermüdet durch das Gedränge und spricht leutselig mit Vielen. Dabei schaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der sich freut, die Kinder vergnügt zu sehen.

Auf der vierten Estrade saß ich ganz bescheiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergökte mich an dem glänzenden Gewirr im Saal . . . als plötzlich mir zugeflüstert wurde: »Der König will mit Ihnen sprechen, steigen Sie herab« . . . und ich stand zum ersten Mal vor Friedrich Wilhelm dem Gütigen.

Ich fühlte, daß sämtliche Anwesende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, es flimmerte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Blick des Königs, so war ich gefaßt. Der König sagte in seiner bekannten, abgebrochenen Weise: »Freue mich, Brühl Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem Königstädter Theater gesehen — viel Vergnügen gemacht — muntres Wesen lieben — sehr gefallen.«

*) Der eine ist der durch die letzten Kriege so berühmte General Herwarth v. Bittenfeld.

»Ew. Majestät beglücken mich . . .«

»Wann auftreten?«

»Anfang Januar!«

»Welchen Stücken?«

»Beschämte Eifersucht — Jurist und Bauer —«

»Gut, liebe Lustspiele — wünsche Glück!«

Dann nickte der König freundlich und ging weiter.

Hofrath Heun (Clauren) bot mir seinen Arm, mich wieder auf die Galerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mir vorgestellt sein — mich sehen — mit mir sprechen.

Bei meinem nächsten Schreiben, *mon frère*, bin ich wieder in Reich und Glied — unter den Berühmtheiten der königlichen Bühne und muß fleißig sein, um den Namen Künstlerin zu verdienen . . .«

Ende des ersten Theils.

